



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgeblich und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Er führte die alte Frau in den Stadtpark, wo sich, wie er wußte, um diese Stunde die ganze vornehme Welt zum Promenadenkonzert zusammenfand. Das Aufsehen, das er mit der ländlich gekleideten Frau erregte, schien er nicht zu bemerken. Meine Mutter! sagte er, wenn der eine oder der andre Bekannte mit verwundertem Gesicht stehn blieb, um ihn zu begrüßen. Manche, die seine Herkunft kannten, freuten sich auch augenscheinlich und richteten freundliche Worte an die alte Frau.

Nur die eine, auf die es ihm ankam, sah mit großen erstaunten Augen auf die Bäuerin neben ihm, während sie ihm in der Begleitung von zwei Leutnants entgegenkam, und wandte dann, als sie an ihm vorbeiging, den Blick zur Seite, als kenne oder bemerke sie ihn nicht. Da wußte er, wie er sich zu entscheiden hatte.

Seine Mutter hatte es nicht bemerkt, wie der Arm gezittert hatte, auf den sie sich stützte. Sie hat nie erfahren, welches Opfer ihr der Sohn gebracht hatte, wie sie auch nie erfahren hat, daß ihr Sohn damals von dem Verschlage aus gehört hatte, was sie zu Lorenz sagte und welches große Opfer sie ihren Kindern gebracht hatte. Sagte sie ihm noch dann und wann einmal: Heiraten mußt du, Junge, so lachte er und sagte: Wer so eine Mutter hat, wie ich, der braucht keine Frau!

* * *

Der Eichenkranz war fertig.

Die Sonne war untergegangen, der Mond war heraufgekommen, die Sterne hatten gestrahlt und gesunkelt. Die Himmelslichter allein hatten hineingeschaut durch die offenen Fenster in das stille Zimmer, wo der Sohn die Leichenwache hielt bei der toten Mutter. Und die Nacht war vorübergegangen. Ein leiser Widerschein des Glanzes der aufgehenden Sonne im Osten färbte das zarte Gewölk des westlichen Himmels, hauchte den ersten Schein des anbrechenden Tages in das Totenzimmer.

Leises Vogelgezwitscher drang vom Garten herauf. Der Präsident nahm den fertigen Eichenkranz und legte ihn auf das Bett und legte ihn ringsherum um die Gestalt der Schlafenden, die das Heiligtum seines Lebens gewesen war: seine Mutter.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Herr Karl Peters hat jüngst in einer Betrachtung über „Großbritannien und Nordamerika im Stillen Ozean“ seine Ansicht so formuliert, der gegenwärtige Krieg in Ostasien werde mit einer Beseitigung der russischen Seemachtstellung an den Gestaden des Stillen Ozeans enden. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, aber auch nicht vor dem Abend tadeln. Der Krieg ist trotz allem Mißgeschick für die russischen Waffen noch lange nicht zu Ende, man könnte im Gegenteil sagen, je länger er dauert, desto günstiger kann er sich — wenigstens zu Lande — für Rußland gestalten, das seine europäischen Heerteile heranziehen kann, und desto ungünstiger für Japan, dessen Kräfte sich mit der Zeit und mit der Ausdehnung der Operationslinie nach Norden schwächen, wenn nicht erschöpfen müssen. Allerdings ist bei diesem Volke mit seiner großen Hingebung alles unberechenbar. Es ist mit außerordentlicher Opferwilligkeit in den Krieg gegangen. Ob es aber auch eine Reihe von Niederlagen zu vertragen vermöchte, ist eine Frage, bei der neben manchem andern auch das Parteiwesen in Japan eine Rolle spielt. Um so mehr erscheinen alle Spekulationen auf den Ausgang und auf die Ergebnisse des Krieges so lange verfrüht, bis einer der beiden Gegner das Rennen aufgibt. Vielleicht auch beide. Dann könnte ein Friedensschluß auf der Basis des mit-

türkischen *uti possidetis* eintreten, oder was viel wahrscheinlicher ist, je mehr beide Teile erschöpft sind, ein um so größeres Feld bietet sich der Vermittlung der Neutralen, die dann den Frieden nicht nach russischen oder nach japanischen Interessen, sondern nach dem Bedürfnis eines unstreitig nötigen Gleichgewichts in Ostasien zurechtshneiden werden.

Das weit wahrscheinlichere also würde sein, daß in Ostasien zunächst eine Situation entsteht, wie nach dem Krimkriege oder nach dem russisch-türkischen Kriege, d. h. daß eine Regelung durch einen Kongreß oder einen internationalen Vertrag erfolgt. Viele Bestimmungen des Pariser Vertrags von 1856 sind ja durch die des Berliner Vertrags von 1878 ersetzt worden, und von diesen schon wiederum manche durch die Ereignisse, die seitdem unter der Duldung, der Förderung und sogar unter der Nichtduldung der Mächte auf der Balkanhalbinsel eingetreten sind. Aber in einem Hauptpunkte, dem Verschuß der Dardanellen für russische Kriegsschiffe, sind die Pariser Bestimmungen nun fast seit einem halben Jahrhundert in Kraft. Rußland hat zwar verschiedene Versuche gemacht, sie durch die Schiffe der freiwilligen Flotte und sogar durch nicht armierte Torpedoboote in bezug auf ihre Dauerhaftigkeit und Festigkeit auf die Probe zu stellen, diese Probe ist aber bisher noch immer zuungunsten der russischen Versuche ausgefallen, ein Beweis, daß der feste Wille der europäischen Diplomatie, und sogar nur eines Teiles davon, ausreicht, expansiven Tendenzen in Europa unübersteigbare Hindernisse zu schaffen. Läßt sich diese Festigkeit der europäischen Diplomatie auf Ostasien übertragen, und findet sie von Amerika Unterstützung, nicht etwa ein Gegengewicht, so darf man mit einiger Sicherheit annehmen, daß sich Rußland wie Japan fügen werden. Der besiegte Teil wird froh sein, aus einer unbequemen Situation erlöst zu werden, der siegende, aber vielleicht doch am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangte, wird ebenfalls zufrieden sein, einen Teil seiner Erfolge dauernd sichern zu können. Weder Rußland noch Japan können in diesem Kriege so besiegt werden, wie etwa Preußen 1806, Österreich 1866, Frankreich 1870; schon aus diesem Grunde ist es weder wahrscheinlich noch möglich, daß die Resultate so radikaler Natur sein können.

Das stolze Wort aus dem Herbst 1870: „Wir haben das Geschäft allein gemacht und werden auch die Rechnung allein schreiben,“ kann weder Rußland noch Japan sprechen. Die Entscheidung wird also davon abhängen, daß sich die Mächte rechtzeitig über den Augenblick, den Umfang und das Ziel ihrer Vermittlung einigen. Eine allzu lange Fortdauer des Kriegs, der mit seinen Wechselfällen nicht dazu angeht, das europäische Prestige den Asiaten gegenüber zu fördern, auch wenn sich das Kriegsglück schließlich für Rußland entscheiden sollte, kann nicht in Englands Wünschen liegen, und da es die meist interessierte Macht ist, wird direkt oder indirekt die Initiative zu einer Vermittlung von ihm ausgehen müssen. England ist auch in der Lage, durch seinen Bündnisvertrag sowie durch seine maritime Stärke einen Druck auf Japan zu üben, was Deutschland nicht könnte. Deutschland würde vielmehr leicht Gefahr laufen, die jetzt gegen Rußland gewandten Antipathien Japans auf sich abzulenken. Frankreich wird ebenfalls keine Initiative ergreifen wollen; eine solche könnte viel eher wohl von den Vereinigten Staaten ausgehen. Um so notwendiger ist es, daß sich die europäischen Mächte über eine Basis der Verständigung für den gegebenen Augenblick klar sind.

Herr Peters hat nun auf die Gefahr einer angelsächsischen Obermacht, d. h. einer englisch-amerikanischen Gemeinschaft für die Vorherrschaft im Stillen Ozean hingewiesen und namentlich deren Gefährlichkeit für Deutschland hervorgehoben. Wir vermögen ihm darin nicht zu folgen. Amerika rechnet doch mehr mit seinen geschäftlichen Interessen in Deutschland, mit seiner deutschen Kundenschaft, als theoretisierende Politiker im allgemeinen voraussetzen. Auch sind die in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen eine Macht, die sich immerhin stark genug erweisen dürfte, unnötige Schwierigkeiten zwischen der Union und ihrem alten Vaterlande

zu verhindern oder doch sehr zu erschweren. Zudem steht einem dauernden Einvernehmen zwischen England und Amerika doch auch wohl Kanada nicht wenig im Wege. Auch in der großen Politik sind Theorie und Praxis zwei recht verschiedene Dinge. Gerade die Kieler Tage haben das von neuem bewiesen. König Eduard und die britischen Seeoffiziere werden sich überzeugt haben, daß die in Kiel versammelte deutsche Schlachtflotte — und es war alles da, was wir besitzen — vielleicht notdürftig ausreicht, einen Angriff auf den Kieler Hafen eine Zeit lang mit Erfolg abzuwehren, obwohl die Erfahrungen von Port Arthur auch hierin ganz neue Lehren geben, aber jedenfalls nicht imstande ist, gegen England mit irgend welcher Aussicht auf dauernde Ergebnisse aggressiv vorzugehen. Auch wenn wir in den nächsten acht Jahren ein drittes Geschwader dazu bekommen, würde sich unsere Offensivkraft gegen England nicht viel ändern, weil ja die englische Flotte fortgesetzt in stärkerer Maße wächst als die unsrige. Alle Möglichkeiten der Zukunft zu bedenken, liegt außerhalb der Aufgaben dieser Betrachtung, aber jedenfalls wird nicht nur die englische Staatsleitung, sondern auch die öffentliche Meinung in Großbritannien die Überzeugung gewonnen haben, daß man zwar an der deutschen Seemacht nicht mehr achtlos vorübergehen kann, daß ihr langsames Anwachsen aber nicht dazu angetan ist, die britische Politik in einer für Deutschland unfreundlichen Richtung zu beeinflussen.

Der Kieler Trinkspruch König Eduards hat bewiesen, daß England in dieser Beziehung ohne Hintergedanken ist; nicht nur der Trinkspruch in seiner inhaltlich warmen, äußerlich formvollendeten Art, sondern auch die lebenswürdige Form, in der sich der König den ihm vorgestellten Ministern und Militärs gab, die alle mit sehr guten Eindrücken von Bord der „Hohenzollern“ zurückkehrten. Andererseits ist der König von dem großartigen Empfang in dem herrlichen Kieler Hafen, landschaftlich einem der schönsten der Welt, sehr angenehm berührt worden, und er hat das am Sonntag bei dem Diner auf seiner Königsjacht in englischer Sprache sehr herzlich ausgedrückt. Der Kaiser erwiderte diesmal englisch. Es waren die Trinksprüche des Familienkreises; die beiden offiziellen am Tage zuvor waren in deutscher Sprache gehalten worden. König Eduard bediente sich der Muttersprache seines Vaters, weil er von allen Deutschen sofort verstanden sein und die Notwendigkeit einer Übersetzung seines Toastes für die deutsche Öffentlichkeit vermieden wissen wollte. Auch hierin liegt ein lebenswürdig ritterlicher Zug.

Durch die Rede Kaiser Wilhelms ging ein gewisser selbstbewußter Zug, der in dem Hinweise gipfelte, daß Deutschlands Wehrkraft seit dreißig Jahren keine Bedrohung, sondern ein Schirm des Friedens gewesen sei, und daß die wiedererstarrende deutsche Seemacht keinen andern Zwecken dienen solle. Es war sicherlich recht nützlich, daß auch einmal aus diesem Munde die Engländer daran erinnert wurden, daß Deutschlands Seemacht eigentlich kein Novum unter der Sonne, sondern nur die Wiederbelebung einer zwar weit zurückliegenden, aber ehrenvollen Vergangenheit sei. Das Wort „wiedererstarrend“ enthält zugleich den Hinweis darauf, daß der Ausbau der deutschen Flotte noch nicht beendet ist, daß aber auch darin keinerlei Bedrohung des Friedens gesucht werden darf. Die Spannung, die sich in einem Teil der Presse beider Länder hier und da zeigte, wird nun wohl endlich der Erkenntnis weichen, daß der deutsch-englische Wettbewerb in Handel und Schifffahrt nichts enthält, was geeignet wäre, Unfrieden zwischen beiden Ländern zu stiften.

Die englischen Seeoffiziere sind ebenfalls sehr befriedigt über die ihnen durch die deutsche Flotte bereitete kameradschaftliche Aufnahme von Kiel geschieden. Deutsche und englische Seeoffiziere haben jederzeit an allen Teilen der Erde gute Freundschaft und Kameradschaft gehalten, diese alte Tradition ist auch in Kiel nur erneut worden. Daß der König nach dem größten Kriegshafen auch den größten Handelshafen Deutschlands besuchte, mag als ein Beweis gelten, daß er dem maritimen Aufblühen des Deutschen Reiches seine volle Beachtung schenkt. Die

richtige Bewertung dieses Aufblühens wird immer der beste Schutz gegen Mißverständnisse zwischen beiden Ländern sein. Das Nebeneinanderwehen der beiden Herrscherstandarten gerade im Rieker Hafen enthält doch manche Bürgschaften für die Zukunft, die sich hoffentlich segensreich entwickeln werden. König Eduard ist in Kiel und in Hamburg Zeuge eines großen Aufschwungs gewesen, und er hat — abgesehen von der vollen Beherrschung der deutschen Sprache — für Deutschland und deutsches Wesen Verständnis genug, daß er in Kaiser Wilhelms Worten den Sinn erfaßt haben wird: Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten!

g

Volkschullehrer und Universität. Zu Pfingsten hat in Königsberg der allgemeine deutsche Lehrertag seine Versammlung abgehalten und sich besonders mit dem Thema: „Universität und Volkschullehrer“ beschäftigt. Eine Einigkeit in allen Punkten ist hier ebensowenig erreicht worden, wie es in andern Versammlungen der Fall zu sein pflegt; aber das eine ließ sich voraussagen und ist auch eingetreten, daß man nämlich eine Zulassung der Volkschullehrer zum Studium energisch gefordert hat, zumal da die Universitäten Gießen, Jena, Tübingen und Leipzig damit vorangegangen sind. Da ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, wenn ein Hochschullehrer, der selbst Erfahrungen mit Volkschullehrern gemacht hat, seine warnende Stimme erhebt. Die erste Frage, die sich uns Dozenten aufdrängt, ist die, ob denn die Lehrer eine genügende Vorbildung mitbringen, eine, die der der übrigen Studenten entspricht. Diese Frage mußte bisher ganz entschieden verneint werden*); die Seminarvorbildung der Lehrer durfte sich mit der auf den höhern Schulen gewonnenen nicht vergleichen, und wenn trotzdem einzelne Lehrer Erfolge auf der Universität errangen, so waren das im Vergleich zu der Gesamtheit sehr wenig Fälle; hervorragend begabte Menschen vermögen natürlich immer durch großen Fleiß die mangelnde Vorbildung in privater Arbeit zu ergänzen. Neuerdings ist nun der Lehrplan der preussischen Präparandenanstalten und Seminare abgeändert und zum Beispiel eine fremde Sprache als obligatorisch eingeführt worden; wie mit Sicherheit vorauszusehen war, hat man in Königsberg diese Vorbildung als der in den höhern Schulen gewonnenen gleichwertig bezeichnet und daraufhin den Zutritt zur Universität verlangt. Nun liegen Erfahrungen mit den so vorgebildeten Lehrern freilich noch nicht vor, und es wird sich empfehlen, abzuwarten, bis sie vorhanden sind. Aber wer in Preußen mit Volkschullehrern zu tun gehabt hat, wird der Sache sehr skeptisch gegenüberstehn; denn die bisherige Vorbildung war für die Universität so entschieden ungenügend, daß nur eine sehr viel stärkere Umwälzung hier Wandel schaffen könnte. Deshalb fordern ja viele eine Vorbildung der Lehrer auf der Real- und der Oberrealschule. Kein Dozent, der seine Aufgabe ernst nimmt und das geistige Niveau seiner Studenten auf einer gewissen Höhe zu erhalten sucht, wird sich von einer weitgehenden Zulassung von Volkschullehrern in seinen Vorlesungen jemals viel versprechen; entweder er nimmt keine Rücksicht auf sie: dann bringt ihnen das Studium keinen Nutzen; oder er geht auf ihr Fassungsvermögen ein: dann muß er seine Vorlesungen immer elementarer gestalten.

Die andre Frage ist wichtiger, weil sie die Allgemeinheit angeht. Sie lautet: Welchen Nutzen sollen denn die Volkschullehrer vom Universitätsstudium haben? Daß sie die auf der Universität gewonnenen Kenntnisse für den Unterricht in der Volksschule wenig oder gar nicht verwerten können, ist ohne weiteres klar; den Volksschülern ist z. B. eine gründlichere Kenntnis der deutschen Orthographie und Grammatik doch gewiß nötiger als irgend etwas andres; wie viele, die einen ganz regelmäßigen Schulunterricht genossen haben, können „in“ mit dem Dativ und mit dem Akkusativ nicht auseinander halten! Für den Unterricht an der Volksschule

*) Vgl. das in der Täglichen Rundschau vom 19. April abgedruckte Gutachten des Berliner Geographen von Richthofen.

reicht die Seminarbildung vollständig aus. Also brauchen die Lehrer die reichern Kenntnisse, die die Universität vermittelt, nur für sich selbst. Hier kann man den Bildungseifer der deutschen Lehrerschaft nicht genug loben; es ist geradezu bewunderungswürdig, welche Opfer an Zeit und Geld ein großer Teil dieses Standes alljährlich bringt, um einige geistige Anregung zu empfangen. Aber für diesen Bildungsdrang ist schon in ausreichender Weise gesorgt und wird noch weiter gesorgt werden; die großen Städte veranstalten besondere Vorlesungen für ihre Volksschullehrer (z. B. Breslau), und die Universitäten halten Ferienturse ab (nach dem Vorgange Greifswald, Jena, Marburg u. a.), die hauptsächlich von Lehrern besucht werden, von der jetzt überall reichlich gebotenen Gelegenheit zum Hören allgemein bildender Vorträge überhaupt zu schweigen. Wenn alles das den Bedürfnissen der Lehrer nicht genügt, so können sie nur von dem Wunsche geleitet sein, aus ihrem jetzigen Stande herauszukommen und in den der höhern Lehrer einzudringen. Daran hat die Allgemeinheit aber kein Interesse; wir brauchen ja besonders Volksschullehrer, noch viel mehr als wir haben, und wir brauchen schlichte Männer, die sich in ihrem gewiß nicht leichten, aber doch auch nicht undankbaren Berufe wohl fühlen und nicht immer nach dem Oberlehrerstande schielen. Je mehr Lehrer man auf den Universitäten studieren läßt, desto mehr Unzufriedene schafft man: darüber sollte man sich von vornherein klar sein. Und darum sage ich: Kultusminister, bleibe hart, so schwer es auch bei einem Ansturm so großer und agitatorisch gut geschulter Massen sein mag, mit deren Einfluß auf weite Schichten der Bevölkerung gerechnet werden muß. Wir an den Universitäten würden uns gegen den Zudrang mangelhafter vorbereiteter Elemente schon zu wehren wissen; aber im Interesse unsrer Volksbildung muß ein Kiegel vor die Tore unsrer Universitäten vorgehoben werden.

Der Weg zur wahren Freiheit. Von Versailles nach Damaskus überschreibt „ein Laie“, der nicht genannt sein will, eine Reihe von Skizzen und Charakterbildern aus der großen französischen Revolution und von aphoristischen Betrachtungen darüber (Zürich, Schultheß & Co., 1903). Der Verfasser schreibt im Sinne Carlyles und bedient sich einer originellen Sprache, deren neue Wortbildungen nicht alle verständlich sind; er schmückt die Darstellung mit vielen Zitaten aus Carlyles und anderer berühmter Männer Werken, aber auch mit manchem guten Wort Vergessener oder Unbekannter, für dessen Aufbewahrung man ihm dankbar ist. Professor G. Meyer von Knonau und Pfarrer A. Ritter haben die Schrift für wichtig genug gehalten, sie in einem Geleitwort zu empfehlen. Unbekannte Wahrheiten deckt sie ja nicht auf, aber ein konservativer und dabei wahrhaft liberaler Mann wird sich an der packenden Form, in der ihm hier seine eignen Gedanken begegnen, erbauen und erfreuen. Zum Beispiel: „Robespierre sagte zur Rechtfertigung seiner drahtischen Maßregeln sehr treffend und richtig: Ohne Zweifel muß Pressefreiheit sein, aber ebenso ohne Zweifel ist es widersinnig, zu gestatten, daß die Gedankenfreiheit zur Vernichtung der Freiheit selbst benutzt werde. Peter von Arbus sagte zur Rechtfertigung seiner Grausamkeit sehr richtig und treffend: Ohne Zweifel muß Gedankenfreiheit sein, aber ebenso ohne Zweifel ist es widersinnig, zu gestatten, daß die Gedankenfreiheit zur Vernichtung des wahren Glaubens benutzt werde. Die Gefinnungsquisition der Menge sagt zur Rechtfertigung ihrer Anduldsamkeit sehr treffend und richtig: Ohne Zweifel muß Überzeugungsfreiheit sein, aber ebenso ohne Zweifel ist es widersinnig, zu gestatten, daß die Überzeugungsfreiheit zum Umsturz unsrer Ansichten benutzt werde. Sehr schön, vollkommen logisch! Aber — was ist Freiheit? Bethlehem, Bethsemane, Golgatha! Keine grausamen Zuchtregeln des Mietlings bringen Freiheit; nur Er macht frei; denn freiwilliges, freudiges Vollziehn seiner Gottesgebote aus unerschütterlichem Vertrauen zu Ihm ist Freiheit.“ Eine Probe seiner Charakteristiken: Das Advokäten Robespierre, das harmlose Männchen, ist „ein Hofmarschall von Kalb Seiner

Majestät des Schreckens, eine incarnata Narrheit, ein vom Stickstoff der Volksgunst aufgeblasener Papiersack.“ Das Verbrüderungsfest auf dem Marsfelde als Gegenbild des christlichen Abendmahls, der Millenniumstraum, die Göttin Zivilisation, an deren Tempeln, den Museen, man liest: Vor Taschendieben wird gewarnt; viele andre Utopistereien werden sehr hübsch verspottet, aber der Verfasser scheint selbst ein wenig Utopist zu sein, da er erwartet, die Menschheit werde für die wahre Freiheit dereinst einmal schon auf Erden reif werden. Wiederholt erinnert er daran, wie die Politik im Bunde mit der Vereinsmeierei und dem Wirtshaus das Familienleben und die zur Selbstbefinnung und Orientierung nötige wahre Sonntagsfeier untergrabe; schade nur, daß er uns nicht sagt, wie die Menschheit bestehn könnte ohne Politik, und wie diese im Gange bleiben könnte, wenn alle Staatsbürger so unpolitisch lebten wie — der Rezensent, der sich von der Erfüllung der vorzugsweise sogenannten Bürgerpflichten dispensiert, weil er glaubt, daß ihn der Eifer seiner Mitbürger in ihrer Erfüllung überflüssig macht.

Bur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 63. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Juni 1904

Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

